

Die Seite der Frau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **31 (1956)**

Heft 10

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Seite der Frau

Die Raumnot — eine Zeiterscheinung!

«Wenn ich nur wüßte, was ich machen soll», klagte mir ein Genossenschaftler. «Mein Sohn ist elf Jahre alt und meine Tochter zwölf, und immer noch müssen sie im selben Zimmer schlafen, weil ich einfach keine Vierzimmerwohnung in der Genossenschaft kriegen kann. Allzu viele stehen vor mir auf der Liste der Angemeldeten, die ebenso dringend eine solche benötigen.» Eine neue, nichtsubventionierte Vierzimmerwohnung kann sich der Betreffende nicht leisten. Gegen eine komfortlose Altwohnung sträubt sich seine Frau, abgesehen davon, daß es überhaupt schwierig ist, eine zu bekommen, und in der Siedlung wird er vielleicht erst in einigen Jahren an der Reihe sein. Inzwischen nähern sich die Kinder mit Riesenschritten der Pubertät, in der es sich empfiehlt, die beiden Geschlechter zu trennen. Schon jetzt ergeben sich viele Unannehmlichkeiten aus der durch die Raumnot erzwungenen Symbiose der Geschwister. Wie oft möchte Marianne, die innerlich viel fortgeschrittener ist als der nur um ein Jahr jüngere Bruder, gerne in Ruhe lesen, wird aber daran durch den lärmigen und zappeligen Peter gehindert! So entstehen Zank und Streit, der zum Teil sicherlich vermieden werden könnte, träten sich die zwei nicht immer auf den Füßen herum.

Es ist ein Armutszeichen für unsere Zeit, daß sie es mitsamt ihrem gehobenen Lebensstandard nicht fertiggebracht hat, den Familien mit heranwachsenden Kindern zu einem ihrem Einkommen entsprechenden Mietzins ausreichenden Lebensraum zu beschaffen; denn trotz den sehr beachtlichen Leistungen des genossenschaftlichen und sozialen Wohnungsbauens bleiben viele übrig, die daran keinen Anteil haben. Und auch in den Genossenschaften gibt es, wie obiges Beispiel beweist, solche Härtefälle. Im Jahrhundert des Kindes entbehrt es nur zu oft in der beschwerlichen Zeit der körperlichen und seelischen Reifung eines eigenen Winkels, der ausschließlich zu seiner Verfügung steht. Hat des weiteren die moderne Psychologie nicht schon vor Jahrzehnten dargetan, daß Kleinkinder nicht ins elterliche Schlafzimmer gehören? Man sollte meinen, diese Erkenntnis sei so langsam in sämtliche Volksschichten gedrungen. Dem ist aber auch nicht so. Mehr als man annehmen würde, schlafen Kinder bis zum zehnten Lebensjahr und darüber zusammen mit ihren Eltern im gleichen Raume, weil die Wohnung entweder zu klein ist oder aber nicht die richtigen Dispositionen getroffen wurden, um der neuen Generation die bestmögliche Entfaltung zu gewährleisten.

Es liegt auf der Hand, daß ein Elternpaar mit Sohn und Tochter auf gar keinen Fall befriedigend in einer Zweizimmerwohnung untergebracht werden können. Hingegen fragt es sich, ob sich dies nicht in einer Dreizimmerwohnung — der Not gehorchend — ermöglichen ließe, indem man auf das allbekannte Doppelschlafzimmer verzichtet.

Doppelschlafzimmer oder Wohnschlafraum?

Diese Alternative hat sich erst mit der zunehmenden Raumnot gestellt, die es nicht mehr gestattet, sich den Luxus eines bloß zum Schlafen bestimmten Raumes zu gönnen. Obwohl sich die Lösung eines Wohnschlafzimmers mit zwei Couchen in vielen Fällen aufdrängt, weil dadurch weiterer Wohnraum gewonnen wird, zeigt uns die Erfahrung, daß sich die Menschen dieser durch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung entstandenen Notwendigkeit hartnäckig widersetzen, weil sie der Tradition widerspricht. Wir alle sind sozusagen ausnahmslos in Wohnungen aufgewachsen, in denen a priori zwei Zimmer für die «gute» Stube und das elterliche Doppelschlafzimmer bestimmt waren. Beide wurden kaum bewohnt. Der Zug der Zeit hat die «gute» Stube weitgehend erledigt. Sie ist der Einsicht zum Opfer gefallen, das Wohnzimmer sei dazu da, um von der Familie benützt zu werden und nicht, um damit vor den paar seltenen Gästen zu prunken. Zwar muß man sich auch hierin nicht täuschen. Auch diese Schlacht ist noch nicht endgültig siegreich zugunsten der Familie geschlagen.

Kürzlich begab ich mich zu meiner Schneiderin, die mit ihrer Familie in einen sehr schönen, modernen und entsprechend teuren Wohnblock gezogen ist. Wie leben sie darin? Das sehr geräumige Wohnzimmer ist dem Hausherrn vorbehalten. Des Abends hört er dort Radio. In der Wohnhalle näht seine Frau, um die kostspielige Wohnung mitfinanzieren zu helfen. Der dritte Raum enthält das berühmte Doppelschlafzimmer, und im vierten schlafen wiederum gemeinsam Bruder und Schwester. Weshalb, so fragt man sich, haben sie aus ihren Betten nicht Ottomanen gemacht und sie in eine Ecke des ausnehmend großen Wohnzimmers gestellt, um beiden Kindern ein eigenes Zimmer geben zu können? Mit Vernunft hat eine derartige Raumverwendung überhaupt nichts zu tun. Sie beweist vielmehr, wie schwer es ist, alteingesessene, unzweckmäßige Gewohnheiten durch gescheiterte und lebensnähere zu ersetzen.

Im übrigen ist es natürlich kein Idealzustand, wenn alle Wohnräume zugleich auch als Schlafzimmer dienen müssen. Immerhin ist dies als Notlösung dem Zusammenpferchen pubertierender Mädchen und Knaben vorzuziehen. *Barbara*

Küchenmaschinen

Manche Frau liebäugelt mit der Anschaffung einer Küchenmaschine — und manche Frau ist zwar «glückliche» Besitzerin, aber die Maschine steht unbenützt in einer Ecke. Und dann gibt es eine weitere Kategorie von Frauen, die tatsächlich ihre Maschine arbeiten lassen und Freude daran haben. Die Anschaffung einer Küchenmaschine will *überdacht* sein, damit

sie nachher dienen kann, und zwar spielt dabei nicht nur die Maschine an sich eine Rolle, sondern es spielen viele andere Probleme mit hinein.

Eine grundlegende Frage sind die *räumlichen Verhältnisse*. Die Maschine soll in der Küche einen ruhigen Platz finden, wo sie ungestört bleiben kann. Es ist viel zu umständlich — und auch zu gefährlich —, wenn sie immer hin und her transportiert werden muß. Manche Apparate haben überdies ein recht erhebliches Gewicht, und es ist nicht nötig, daß man sich noch zusätzliche Lasten aufbürdet. Wie viele Frauen gibt es doch, die ihre Maschine nur darum nicht benützen, weil die Voraussetzung des passenden Arbeitsplatzes fehlt. Es genügt auch nicht, daß die Maschine am rechten Ort knapp Platz findet: Man muß auch noch Abstellfläche für die Zutaten haben, und es muß ein wenig Ellbogenfreiheit übrig bleiben. Zudem sollten in benachbarten Schränken alle Zubehörteile untergebracht werden können. Erst so läßt es sich richtig arbeiten. Nun aber kommt noch ein springender Punkt: der Steckkontakt! Er darf nicht weit entfernt sein. Das Kabel soll so kurz als überhaupt möglich sein und der Wand entlang geführt werden. Jede Gefahr, daß man auf irgendeine Weise damit in Konflikt kommen kann, sollte ausgeschaltet werden. Auf keinen Fall darf es quer durch die Küche oder über einen Herd geführt werden. Unfälle und Kurzschlüsse könnten allzu leicht die Folge sein.

Wenn in Ihrem Haushalt diese Voraussetzungen nicht da sind und auch nicht zu schaffen sind, dann ist es wohl besser, Sie sehen von der Anschaffung einer Küchenmaschine ab und versuchen Ihre Arbeit auf eine andere Weise zu rationalisieren.

Man stellt häufig die Frage, von welchem Punkt an eine Maschine kein Luxus mehr sei. Das läßt sich nicht einfach beantworten, indem man die Größe der Familie angibt. Eine Maschine kann zum Beispiel für eine Einzelperson, die Diät halten muß, schon eine Notwendigkeit sein. Sie kann sich rasch bezahlt machen, wenn viel Säfte getrunken werden müssen, weil die Ausbeute viel größer ist als beim Handpressen. Daneben wiederum kann eine solche Maschine für eine Familie von vier Personen ein ausgesprochener Luxus sein, weil die Eßgewohnheiten nicht darauf eingestellt sind. Es läßt sich aber sehr gut eine Kontrolle bewerkstelligen, indem man für 14 Tage seine gewohnten Menüs zusammenstellt und aufschreibt, wofür man die Maschine brauchen würde. Auf diese Weise wird man sich nicht nur besser darüber klar, *wofür* man sie eigentlich braucht, sondern auch *wie oft*. Man kann sicher nicht mehr von einem Luxus sprechen, wenn die Maschine täglich für nicht zu geringe Quantitäten eingesetzt wird, und auch ein Gebrauch jeden zweiten Tag läßt sich verantworten. Wenn das Ergebnis aber darunter sinkt, muß man doch wohl schon das Wort «Luxus» in den Mund nehmen. Auch dann noch: Wer sollte es Ihnen verwehren, wenn dabei nichts anderes zu kurz kommt und Sie ausgesprochen Freude daran haben?

Aber da kommt der dritte Punkt: die *Freude* an der Maschine. Es gibt Frauen mit großen Familien, bei denen man ohne weiteres sagen dürfte, die Maschine entspreche einer Notwendigkeit, weil sie sie von ungebührlicher Beanspruchung befreien würde. Dennoch geben sie sich nur widerwillig mit dem Gedanken ab oder lehnen ihn sogar ganz ab. Auch eine solche Einstellung kann ihre Berechtigung haben. Maschinenarbeit liegt nicht jeder Frau. Wer lieber gemütlich von Hand arbeitet und vielleicht gern dabei ein wenig seinen Gedanken nachhängt oder wer ganz allgemein eine Abneigung gegen Maschinen hat, soll sich nicht dazu zwingen. Es ist keine «Schande», wenn man zu seiner Arbeitsweise steht, und man muß deswegen noch lange nicht rückständig und unmodern

sein. Unrichtig hingegen ist es, wenn man trotzdem eine Maschine kauft, nur weil man entweder das Gefühl hat, es mache Eindruck, oder «man» müsse heutzutage eine Maschine haben. Man muß nicht! Sogar Maschinen scheinen manchmal so etwas wie ein «Gspüri» zu haben: Es ist, wie wenn sie bocken würden, wenn eine Frau mit ihnen arbeitet, die keine Beziehung dazu hat. Sie streiken, und auf jeden Fall wird eine solche Frau immer weniger aus ihnen herausholen als eine Frau, die mit Liebe und Freude dabei ist.

Alle diese Fragen müssen klar überdacht sein, bevor — wenn sie positiv erledigt sind — die weitere Frage nach der *Art der Maschine* und nach der Marke überhaupt angeschnitten werden kann. Auch da darf man nicht dreinspringen. Eine an sich gute Maschine mag ungeeignet sein für Ihre Zwecke. Alle Maschinen bauen auf einem Grundtyp auf und sind dann durch Zubehörteile in ihren Funktionen erweitert worden. Im allgemeinen ist der Grundtyp besonders gut ausgebildet, und gewisse Zubehörteile können kaum mehr als zweckmäßig bezeichnet werden. Bei den Typen ist vor allem zu unterscheiden zwischen jenen, die auf einem Rührwerk und jenen, die auf der Kombination Saftpresse/Raffel/Mixer aufbauen. Verschiedene, vor allem schweizerische Kombinationen der letzteren Art bemühen sich mit steigendem Erfolg, auch das Rührwerk ebenbürtig gut herauszubringen. Konstruktiv bringt dies offenbar ziemlich große Schwierigkeiten, so daß hier und da Lösungen auf dem Markt erscheinen, die nicht als geglückt bezeichnet werden können. Wenn vor allem viel und verhältnismäßig große Mengen von Teig verarbeitet werden sollen, wird man daher wohl doch in erster Linie sich nach Rührwerken umsehen und abklären, welche zusätzlichen Zubehörteile als gut bezeichnet werden können.

Auch die Art der Handhabung ist gründlich unter die Lupe zu nehmen. Sie soll um so einfacher sein, je mehr Personen damit zu arbeiten haben und je weniger Zeit — und folglich Sorgfalt — der Maschine gewidmet werden kann. Viele zerbrechliche Teile erleichtern die Arbeit auch nicht gerade... Und schließlich, da uns die Maschine doch Erleichterung bieten soll, muß auch das Reinigen möglichst einfach sein.

Ein paar Hinweise mögen das Bild noch abrunden: Werden meist größere Quantitäten Teig gerührt, dann sind die von oben bis unten gleich weiten Schüsseln sehr gut; werden indes häufig auch kleinste Mengen gerührt (zum Beispiel ein einzelnes Eiweiß geschlagen), kommen eher Schüsseln in Frage, die sich nach unten stark verjüngen, oder dann muß das Problem mit Zusatzbehör gelöst werden. Der Abstand zwischen Rührer und Bodenfläche der Schüssel soll minim sein; es bleiben sonst immer Rückstände unverarbeitet. Auch sollen die Rührer bei der Arbeit möglichst keine toten Zonen ergeben. Lassen Sie sich zeigen, wie groß und wie klein die Menge *festen Teiges* ist, die die Maschine zu verarbeiten vermag!

Auch bei der Saftpresse lohnt es sich, festzustellen, wie groß die Menge ist, die sich in einem Arbeitsgang verarbeiten läßt. Leider kann der Grad der Ausbeute von der kaufenden Hausfrau nicht verglichen werden. Hier hilft nur eine Rückfrage beim Schweizerischen Institut für Hauswirtschaft. Immerhin läßt es sich doch einigermaßen beurteilen, wenn man die Rückstände zwischen die Finger nimmt, ob sie einem noch sehr feucht vorkommen und ob man den Eindruck erhält, es sei schade um das, was noch zurückbleibt. Beobachten Sie auch, wie der Saft ausfließt! Er soll nicht so stark spritzen, daß ein hohes Gefäß untergestellt werden muß.

Beim Raffeln sind auf die Dauer gesehen Chromstahlscheiben am vorteilhaftesten. Die Größe der Einfüllöffnung ist nicht unwichtig. Ist sie zu klein, müssen Sellerie usw. zu stark

zerkleinert werden; ist sie zu groß, legen sich Rüeblen und ähnliches schräg bis längs hin, so daß sich keine hübschen Scheibchen erzielen lassen. Nicht umsonst hat sich ein Hersteller dazu entschlossen, eine große und eine kleine Einfüllöffnung zu konstruieren. Auch hier spielt es eine Rolle, welche Menge in einem Arbeitsgang verarbeitet werden kann und wie die Art eines eventuellen Auswurfes ist. Es ist nicht angenehm, wenn das Raffelgut auf dem ganzen Tisch zu finden ist...

Der Mixer ist nicht da, um Eiweiß und Rahm zu schlagen, sondern um Crêmen, Drinks usw. zu «brauen» oder feste Bestandteile zusammen mit mehr oder weniger Flüssigkeit zu «vermischen». Wir möchten fast sagen, daß er — außer für die Säuglingsernährung — am meisten Phantasie braucht, bis er wirklich ausgenützt wird. Die Phantasie würde allerdings un-

terstützt durch schöne Rezeptbüchlein, die aber leider zuwenig gelesen und als Anregung benützt werden.

Küchenmaschinen ja oder nein — diese Frage zu beantworten ist eine ganz individuelle Angelegenheit wie so manches im Haushalt, glücklicherweise. SIH

Die vorweihnachtliche Gedeck-Modeschau

der Leinenweberei Huttwil AG ist bereits zur Tradition geworden. Diese originelle Vorführung findet im Verkaufslokal in Zürich am Talacker 42 (direkt bei der Haltestelle Sihlporte) vom 30. Oktober bis 3. November statt. Der Eintritt ist frei, jedoch empfiehlt sich telephonische Anmeldung für einen Sitzplatz, da der Andrang stets groß ist. Tel. 27 40 04.

Die Siedlung Jakobsberg in Basel

Eine nicht alltägliche Feier fand am 25. September dieses Jahres in Basel statt. Die von der Landgenossenschaft Jakobsberg im Jahre 1943 begonnene Erschließung des Wohngeländes Jakobsberg am Bruderholz ist beendet. Beteiligte und Gäste wurden zu einer Besichtigung des wohl gelungenen genossenschaftlichen Werkes eingeladen. Der Denkschrift, die zu diesem Anlaß herausgegeben wurde, entnehmen wir:

«Als im Laufe des Jahres 1942 bekannt wurde, daß die Erbgemeinschaft Müller als Eigentümer des Jakobsberger Hofes dieses durch die herandrängende Stadt eingeengte landwirtschaftliche Gut zu verkaufen beabsichtigten, erkannte Direktor Dr. H. Küng von der Genossenschaftlichen Zentralbank diese einmalige Gelegenheit, eines der schönsten noch freien Baugebiete der Bodenspekulation zu entziehen und durch genossenschaftliche Überbauung den Interessen der Allgemeinheit dienstbar zu machen. Dr. H. Küng fand, nachdem bei einzelnen Stellen eine anfängliche Zurückhaltung überwunden war, in den Kreisen der baslerischen Genossenschaften sowohl wie seitens der kantonalen Behörden Verständnis für seine Idee und die Bereitwilligkeit, durch finanzielle Mitbeteiligung das große Werk zu ermöglichen.

Der Ankauf eines so umfangreichen Areals bedeutete natur-

gemäß ein großes Risiko und erheischte sorgfältige Abklärung aller Verhältnisse und starkes Vertrauen in die Zukunft. Noch tobte ja der Krieg in der Welt ringsum, und niemand konnte dessen Ausgang voraussehen. Die Baumaterialien waren knapp und bei geringerer Qualität größtenteils rationiert, das Bauen selbst wurde fortgesetzt teurer. Die zunehmende Wohnungsnot drängte jedoch zu einer Lösung, wurde doch für die nächsten drei Jahre in Basel mit einem weiteren Bedarf von rund 3000 Wohnungen gerechnet. Obwohl in den Genossenschaftskreisen eindeutig der Wille vorhanden war, bei der Wohnungsbeschaffung tatkräftig mitzuhelfen, so war doch die Bereitstellung von im Preise erschwinglichen Wohnungen ohne weitgehende staatliche Unterstützung ausgeschlossen.

Inzwischen wurde nun die Finanzierungsfrage wesentlich erleichtert dadurch, daß der Große Rat von Basel-Stadt am 10. Juni 1943 eine erste Subventionsvorlage der Regierung guthieß, die für den genossenschaftlichen Wohnungsbau besonders weitgehende Förderung vorsah. Zuzüglich Leistung der Eidgenossenschaft, der Bundessubvention, konnte mit einer Gesamtsubvention von 35 Prozent der Baukosten gerechnet werden, wodurch praktisch die Baukostenverteuerung ausgeglichen erschien, was die Anhandnahme von Wohnbauten überhaupt ermöglichte.

Das zum Erwerb vorgesehene Hofgut Jakobsberg umfaßte auch einen gegen das Birstal streichenden waldigen Hang, der für Bauzwecke unverwertbar ist und dessen Einbezug den durchschnittlichen Bodenpreis erhöhen mußte. Um die Erschließungskosten für das eigentliche Bauland nicht zu hoch ansteigen zu lassen, erklärte sich die Regierung in entgegenkommender Weise bereit, dieses Waldstück von rund 10 000 Quadratmetern zu einem Preis von 8 Franken per Quadratmeter zu übernehmen. Überdies sicherte sie zu, die von der Reinacherstraße gegen den Wasserturm auf dem Bruderholz hinaufzuführende Giornicostraße sowie die Verbindungsstraße zwischen dieser und der Straßenbahnhaltestelle in der Jakobsbergerstraße, die heutige Gempfenfluhstraße, in eigenen Kosten zu erstellen.

Nach dieser Abklärung der notwendigen Vorfragen erfolgte am 14. Juli 1943 die Gründung und konstituierende Versammlung der Landgenossenschaft Jakobsberg mit Beteiligung folgender Organisationen:

1. Verband Schweizerischer Konsumvereine (VSK), vertreten durch Direktor Otto Zellweger und Dr. Henri Faucherre.

Der Dorfplatz mit der «Konsümlerin»

